

Feature II

Der Unsterbliche

Akutagawa Ryūnosuke

I.

Mir ist nicht bekannt, wann sich die folgende Geschichte zugetragen haben mag. Im Norden von China lebte ein von Ort zu Ort ziehender Schausteller namens Li Xiao-er. Er war Vorführer einer Mäuseschau. Sein ganzes Hab und Gut bestand aus einem Sack, in den er die Mäuse steckte, einem Korb mit kleinen Gewändern und Masken und einer kleinen, an ein Theater erinnernden Bühne – mehr besaß er nicht.

Bei schönem Wetter suchte er belebte Kreuzungen auf. Die kleine Bühne trug er auf den Schultern hin, dann schlug er eine hölzerne Trommel und sang ein Lied dazu, um die Leute auf sich aufmerksam zu machen. Es war keiner unter ihnen, ob Erwachsener oder Kind, der nicht neugierig stehengeblieben wäre, wenn er ihn hörte. Hatte sich ein Kreis um ihn herum gebildet, nahm Li eine Maus aus dem Sack, zog ihr Gewand und Maske an und setzte sie auf einen zur Bühne führenden Holzsteg. Die Maus schien zu wissen, was zu tun war, trippelte über den Steg zur Bühne, wobei sie einige Male theatralisch mit ihrem wie ein Seidenfaden glänzenden Schwanz wedelte und sich für einen kurzen Moment sogar auf die Hinterbeine stellte. Von einem hellen Rot waren ihre Fußsohlen, die unter dem gemusterten Gewand hervorlugten. Dieser Auftritt der Maus ähnelte dem Prolog zu einem *Zaju*-Schauspiel.¹

Was die Zuschauer betraf, so klatschten die Kinder von Beginn an in die Hände und hatten ihren Spaß, doch die Erwachsenen waren weniger einfach zu beeindrucken. Sie betrachteten die Aufführung eher gelangweilt, auf einer Pfeife kauend oder ihre Nasenhaare zupfend, und schienen sich zu fragen, was der Unsinn sollte. Doch je länger die Musik erklang und je näher die in ein Stückchen Brokat gewandete „gute“ Maus und die eine schwarze Maske tragende „böse“ Maus auf dem Holzsteg der Bühne kamen, springend und hüpfend, wobei Li sang und mit der Trommel den Takt dazu schlug, je mehr Musik und Unterhaltung also geboten wurde, desto weniger konnten die Zuschauer Gleichgültigkeit vortäuschen, und aus der Menge, die Li umstand, begannen anfeuernde Rufe zu ertönen. Li kam immer mehr in Schwung und schlug zur Vorfüh-

1 *Zaju*-Schauspiel: Form der chin. Oper während der mongolischen Yuan-Dynastie (1271–1368), eine Synthese der Rezitation von Prosa und Poesie mit Tanz, Gesang und pantomimischen Darbietungen.

rung seiner Mäusetruppe pausenlos die Trommel. Und wenn er schließlich die berühmten Verse von der Trauer des Kaisers Yuandi über den Tod der schönen Wang Zhaojun aus Ma Zhiyuans² Oper „Herbst im Han-Palast“ intonierte, häuften sich die Münzen in dem Teller, der vor der Bühne stand, zu einem kleinen Berg an ...

Es war jedoch keineswegs einfach, sich von diesem Gewerbe zu ernähren. War das Wetter eine Weile lang schlecht, ging Li seines Lebensunterhalts verlustig. Im Sommer, von der Zeit an, da das Korn reifte und üblicherweise die Regenzeit begann, setzten die kleinen Gewänder und Masken unversehens Schimmel an. Auch im Winter, wenn kalte Winde bliesen und Schnee fiel, kam Lis Gewerbe zum Erliegen. In solchen Zeiten blieb ihm nichts anderes übrig, als sich in irgendeinem Winkel einer schummrigen Herberge mit seinen Mäusen die Langeweile zu vertreiben und sich ungeduldig nach der Abenddämmerung zu sehnen. Li hielt fünf Mäuse, denen er die Namen seines Vaters, seiner Mutter, seiner Frau sowie zweier aus den Augen verlorener Kinder gegeben hatte. Wenn sie nacheinander aus dem Sack in das ungeheizte Zimmer sprangen, liefen sie frierend und ängstlich umher, und selbst dem von den Mühen des Alltags geplagten Li Xiao-er kamen hin und wieder Tränen der Rührung, wenn sie das gefährliche Kunststück vollbrachten, von seiner Schuhspitze bis zu seinem Knie hinauf zu klettern und ihre an Glasperlen erinnernden schwarzen Augen unverwandt in sein Gesicht blickten. Allerdings kam dies buchstäblich nur hin und wieder vor, denn zumeist vermochte nicht einmal der Anblick seiner reizenden Mäuse ihn zu trösten, wenn ihn beim Gedanken an den nächsten Tag der Kummer übermannte.

Noch dazu erschwerten sein Alter und seine angegriffene Gesundheit es Li seit einer Weile immer mehr, seinem Gewerbe nachzugehen. Intonierte er ein langes Lied, geriet er außer Atem. Auch war seine Stimme nicht mehr so klar wie früher. Er musste jederzeit mit dem Schlimmsten rechnen. – Wie der nordchinesische Winter hielten diese Sorgen den unglücklichen Schausteller gefangen und ließen weder Sonnenstrahlen noch frische Luft zu ihm dringen. Selbst seine Sehnsucht nach einem alltäglichen Leben war irgendwann erloschen. Warum war das Leben so voller Mühen und warum musste man ungeachtet dieser Mühen weiterleben? Natürlich stellte Li sich niemals diese Fragen. Und doch muss auch er die Mühen als ungerecht empfunden haben. Wer an die Mühen seines Lebens denkt, verspürt unbewusst Hass – nein, Li hätte nicht zu sagen vermocht, auf wen oder was. Aber vielleicht war dieser unbewusste Hass die Ursache für seine unbestimmten rebellischen Gefühle.

Doch wie alle Asiaten ließ auch Li trotz der Schwere seines Schicksals den Mut nicht sinken. Verbrachte er einmal mehr einen ganzen Tag mit hungrig knurrendem Magen

2 Ma Zhiyuan: (auch Dongli, ca. 1250–1321) Chin. Dramatiker und Dichter. Sein Schauspiel „Hangongqin“ („Herbst im Han-Palast“) gilt als herausragendes Beispiel des *Zaju*. Das Stück erzählt von der Beziehung zwischen Kaiser Han Yuandi (75–33 v. Chr.) und der Kurtisane Wang Zhaojun (auch Wang Qiang, 1. Jh. v. Chr.), einer der „Vier Schönheiten“ des alten Chinas, von Zhaojuns Selbstmord in einem Fluss und des Kaisers Trauer über ihr Ableben.

im Zimmer einer Herberge, weil draußen ein Schneesturm tobte, wandte er sich zu seinen fünf Mäusen und sprach: „Ihr müsst es ertragen. Auch ich muss Hunger und Kälte ertragen. Leid gehört nun einmal zum Leben. Aber vielleicht leiden Menschen mehr als Mäuse ...“

II.

Es war ein kalter Nachmittag, aus dem wolkenverhangenen Himmel fiel ein Schneeregen, in den engen Gassen sank man knöcheltief in Schneematsch. Li Xiao-er, auf dem Rückweg von einer Vorführung und gänzlich durchnässt, da er zu allem Unglück seinen Schirm vergessen hatte, trug wie gewöhnlich den Sack mit den Mäusen über der Schulter und schritt durch eine menschenleere Vorstadtstraße, als er am Straßenrand einen kleinen Tempel bemerkte. Gerade zu dieser Zeit wurde der Schneeregen noch heftiger, Li zog die Schultern ein, Tropfen fielen von seiner Nase, Wasser rann ihm in den Nacken. Er wusste keinen anderen Rat, als sich hastig unter das Vordach des Tempels zu flüchten. Dort wischte er sich zunächst die Tropfen vom Gesicht. Danach wrang er seine nassen Ärmel aus. Als er sich endlich beruhigt hatte, blickte er hinauf zu einer Tafel an der Wand über seinem Kopf und las die Inschrift: „Tempel des Berggottes“.³

Li stieg einige Stufen der steinernen Eingangstreppe hinauf und warf durch die offene Tür einen Blick in den Tempel. Der Innenraum war noch kleiner als erwartet. An der Stirnseite erblickte Li die von Spinnweben überzogene vergoldete Statue eines Berggottes, der in Gedanken verloren auf die einsetzende Dunkelheit wartete. Zu seiner Rechten stand ein Totenrichter, dem irgendjemand einen bösen Streich gespielt hatte, da er keinen Kopf mehr besaß. Links vom Berggott befand sich ein kleiner Teufel mit grüner Haut, zinnoberroten Haaren und hässlichen Zügen, dessen Nase leider abgebrochen war. Was sich vor den Skulpturen auf dem von Staub bedeckten Boden häufte, waren wohl Opferscheine, wie Li im Halbdunkel an ihrem goldenen und silbernen Schimmer erkannte.

Li hatte vom Inneren des Tempels genug gesehen und stand im Begriff, seinen Blick nach außen zu richten. Genau in diesem Augenblick erschien in dem Haufen von Opferscheinen eine menschliche Gestalt. In Wahrheit hatte sie vermutlich schon die ganze Zeit dort gekauert, doch sah Li sie erst jetzt, da seine Augen sich an das Dämmerlicht gewöhnt hatten. Ihm aber kam es ganz und gar so vor, als sei diese Gestalt plötzlich wie aus dem Nichts aus den Opferscheinen aufgetaucht. Verwirrt und ebenso erschrocken wie ungläubig warf er einen vorsichtigen Blick auf den Menschen.

Dieser war ein hässlicher alter Mann mit schroffen Gesichtszügen, gekleidet in ein schmutziges schwarzes Priestergewand (ach so, ein wandernder Bettelmönch, dachte Li). Beide Arme hielt er um seine mageren Beine geschlungen, das Kinn mit dem lan-

3 Bis in die Gegenwart hinein werden in China zahlreiche Berggötter als Personifizierungen von Bergen verehrt.

gen Bart lag auf seinen Knien. Seine Augen waren offen, doch konnte Li nicht erkennen, wohin sein Blick ging. Allein, dass auch er in den Regen geraten war, verriet die tropfnassen Schultern seines Gewands.

Während er den Alten betrachtete, überkam Li das Gefühl, irgendetwas sagen zu müssen. Zum einen, weil der völlig durchnässte Alte ihm leid tat, zum anderen aber auch, weil es seiner Gewohnheit entsprach, in solchen Situationen die Stille zu brechen. Darüber hinaus mag dazu beigetragen haben, dass Li bemüht war, seinen anfänglichen Schrecken zu vergessen. Also sprach er:

„Was für ein fürchterliches Wetter!“

„So ist es.“ Der Alte hob das Kinn von den Knien und blickte Li zum ersten Mal an. Seine wie ein Vogelschnabel gebogene Hakennase blähte sich einige Male, während er Li aus zusammengekniffenen Augen betrachtete.

„Für jemanden, der meinem Gewerbe nachgeht, gibt es keine schlimmere Plage als Regen.“

„Ach, welches Gewerbe betreibt Ihr denn?“

„Ich führe Mäuse vor.“

„Das ist ungewöhnlich.“

Auf diese Art und Weise kamen sie Schritt für Schritt miteinander ins Gespräch. Unterdessen stieg der Alte aus dem Haufen Opferscheine und nahm neben Li Xiao-er auf einer Stufe der Treppe zum Tempel Platz, wo seine Gesichtszüge endlich deutlich sichtbar wurden. Er war weniger abgemagert, als es den Anschein gehabt hatte. In der Hoffnung auf ein Gespräch mit dem Alten stellte Li Sack und Korb auf der Treppe ab und begann eine Unterhaltung.

Der alte Mönch blieb wortkarg und antwortete zögerlich. Sagte er: „Ach so?“ oder „ach ja?“, schien sein zahnloser Mund nach Luft zu ringen. Auch hob und senkte sich dann sein an den Haarwurzeln dunkelgelber Bart – es wirkte überaus abstoßend.

Li hatte den Eindruck, dem Alten in vielerlei Belangen des täglichen Lebens überlegen zu sein. Keine Frage, er genoss dieses Gefühl. Zugleich aber weckte es sein Mitleid mit dem alten Bettelmönch. Er kam daher auf die Mühen seines Alltags zu sprechen, die er mit Absicht übertrieb, bis er schließlich nur noch von den unerträglichen Sorgen sprach, unter denen er litt:

„Es ist zum Weinen. An manchen Tagen habe ich nichts zu essen. In letzter Zeit regt sich tief in mir der Gedanke: Ich betreibe dieses Gewerbe, um mich davon zu ernähren. Aber vielleicht lassen mich in Wahrheit die Mäuse dieses Gewerbe betreiben, um sich davon zu ernähren. Genauso scheint es mir.“

Selbst das sagte Li verdrossen. Der Mönch aber blieb unverändert stumm. Li fand das noch unerträglicher als zuvor. Innerlich tadelte er sich selbst: Meine Worte scheinen Euch verstimmt zu haben, ich hätte schweigen sollen. Dann warf er einen vorsichtigen Seitenblick auf den alten Mönch. Dieser hatte den Kopf abgewendet, blickte auf eine regennasse verdorrte Weide vor dem Tempel und kratzte sich mit einer Hand am Haar. Obgleich Li des anderen Gesicht nicht sah und der ihn nicht zu beachten schien, hatte er den Eindruck, dass der Alte seine Gedanken lesen konnte. Die Vorstellung verursachte ihm ein gewisses Unbehagen, doch stärker war seine Unzufriedenheit darüber, dass sein Mitgeföhl nicht angenommen wurde. Er kam deshalb auf die Heuschreckenplage im Herbst jenes Jahres zu sprechen, in der Annahme, dass darin die Ursache für des anderen Not liege, und redete von den großen Schäden in der Region und der allgemeinen Verarmung der Bauern.

Mitten in Lis Ausführungen wandte ihm der alte Mönch plötzlich den Kopf zu. Die Muskeln in seinem faltigen Gesicht zuckten, er schien ein Lachen zu unterdrücken. „Ihr scheint mich zu bemitleiden, aber ...“, sagte der Alte und konnte das Lachen nun nicht länger zurückhalten. Es war ein krächzendes Lachen, schrill und heiser. „... ich bin ein Mensch, der frei von Geldsorgen ist, es würde mich freuen, Euch helfen zu können.“

Li, abrupt in seinem Redefluss unterbrochen, starrte dem Alten verblüfft ins Gesicht. Er muss verrückt sein! – Dieser Gedanke kam ihm schließlich, doch ließen die folgenden Worte des alten Mönchs ihm keine Zeit zum Nachdenken: „Ich kann Euch jetzt und hier zu einem reichen Mann machen, wenn Ihr das wünscht. Ehrlich gesagt, ich bin kein gewöhnlicher Sterblicher.“ Dann erzählte der Alte in Kürze seine Geschichte. Ursprünglich hatte er in irgendeiner Stadt den Beruf eines Schlachters ausgeübt, bis er eines Tages Lü Dongbin⁴ begegnete, der ihn in der Lehre des Dao unterwies. Anschließend wurde er Mönch in einem daoistischen Tempel. Nach seiner Schilderung erhob sich der Alte still und ging zurück in die Tempelhalle. Dann winkte er Li mit einer Hand zu sich und sammelte mit der anderen auf dem Boden verstreute Opferscheine auf.

Seiner Sinne kaum noch mächtig kroch Li in den Tempel. Auf allen Vieren, in einer Hand den Sack mit den Mäusen, die andere auf den staubigen Boden gestützt, hob er den Kopf zu dem alten Mönch, der auf ihn herabblickte.

Unter Schmerzen streckte der Mönch den krummen Rücken, ehe er fortfuhr, mit beiden Händen Opferscheine vom Boden aufzulesen. Anschließend ließ er die Scheine, die er in Händen hielt, auf den Boden zu seinen Füßen fallen. Das metallische Geräusch von zu Boden fallenden Münzen übertönte das Prasseln des Winterregens vor der Tür.

4 Lü Dongbin: (auch Lü Yan, Lü Chunyang, Lü Zu, soll zur Zeit der Tang-Dynastie (617/18–907) oder frühen Song-Dynastie (960–1276) gelebt haben) Einer der „Acht daoistischen Unsterblichen“ der chin. Mythologie und religiöse Kultfigur, um den sich zahlreiche Sagen und Legenden ranken und dem viele daoistische Schriften zugeschrieben werden.

– Sobald die eingesammelten Opferscheine des Alten Hände verließen, verwandelten sie sich in zahllose Gold- und Silbermünzen ...

Li Xiao-er, der inmitten dieses Geldregens noch immer auf dem Boden kroch, starrte dem Mönch ungläubig in das Gesicht.

III.

So wurde Li Xiao-er zu einem reichen Mann. Bezweifelte gelegentlich jemand, dass er tatsächlich einem Unsterblichen begegnet war, legte er ihm ein paar Verse vor, die der Alte damals für ihn zu Papier gebracht hatte. Ich las die Geschichte vor langer Zeit in einem Buch und erinnere mich bedauerlicherweise nicht mehr an den Wortlaut des Gedichts. Deshalb will ich mit japanischen Zeilen schließen, die offenbar aus dem Chinesischen übersetzt wurden und den Grundgedanken der Erzählung zum Ausdruck bringen dürften. Mir scheint, sie enthalten eine Antwort auf die Frage, die Li Xiao-er sich stellte: Warum zog jener unsterbliche Heilige als Bettler durch das Land?

„Das menschliche Leben ist voller Leid, deshalb wissen wir die Freude zu schätzen. Der Mensch stirbt, das macht uns des Lebens bewusst. Unsagbar öde wäre das Leben, könnten wir Leid und Tod entrinnen. Besser ein gewöhnlicher Mensch sein, der Leid und Tod kennt, als ein Unsterblicher.“⁵

Vermutlich sucht ein Unsterblicher das Leid, weil er sich nach dem Leben eines gewöhnlichen Menschen sehnt.

(Niederschrift am 23. Juli 1915)

Aus dem Japanischen von Armin Stein

Originaltitel: „*Sen'nin*“. Erstveröffentlichung in: *Shinshichō*, 1915/8.
Textvorlage der Übersetzung: *Akutagawa Ryūnosuke zenshū*, Bd. 1. Tokyo: Kadokawa bunko, 1968. S. 25–31.

ZUM ÜBERSETZER:

Armin Stein ist Japanologe und Soziologe (M.A.). Er hat zwei Jahre in Kunitachi in der Präfektur Tokyo gelebt und kann auf zahlreiche weitere langfristige Japanaufenthalte zurückblicken, u. a. in Osaka, Yokohama, Fujisawa und Chigasaki. Als Übersetzer japanischer Literatur beschäftigt er sich seit vielen Jahren mit Person und Werk von Akutagawa Ryūnosuke (1892–1927) und hat – nicht zuletzt durch Veröffentlichungen in den OAG Notizen – zahlreiche Werke dieses bedeutenden japanischen Schriftstellers der klassischen Moderne erstmals in deutscher Sprache zugänglich gemacht. Als Buchveröffentlichungen liegen vor:

5 Zitat aus dem Kabuki-Schauspiel „*Konoma no hoshi Hakone no shikabue*“ („Sterne zwischen Bäumen und der Flötenspieler von Hakone“, Erstaufführung 1880 in Tokyo) des bedeutenden jap. Dramatikers Kawatake Mokuami (1816–1893) (in: *Kawatake Mokuami zenshū*, Bd. 15, Tokyo: 1924–26).

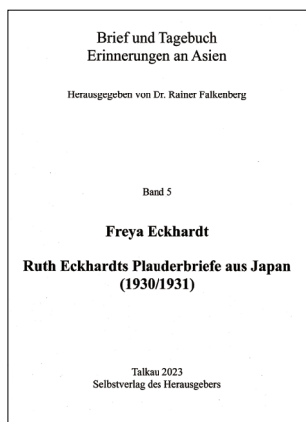
Akutagawa Ryūnosuke: *Dialoge in der Dunkelheit. Späte Prosa und Erzählungen*. Aus dem Japanischen von Armin Stein. München: Iudicium Verlag, 2003.

Akutagawa Ryūnosuke: *Die Fluten des Sumida. Ausgewählte Erzählungen und Prosa*. Aus dem Japanischen von Armin Stein. Eine Publikation der OAG Tokyo im Iudicium Verlag. München: Iudicium Verlag, 2010.

Akutagawa Ryūnosuke: *Magie. Erzählungen, Reiseberichte, Drehbücher und Stücke*. Aus dem Japanischen von Armin Stein. Eine Publikation der OAG Tokyo im Iudicium Verlag. München: Iudicium Verlag, 2021.

Akutagawa Ryūnosuke: *Traum*. Mainz: Golden Luft Verlag, 2021.

Buchbesprechung



Freya Eckhardt
Ruth Eckhardts Plauderbriefe aus Japan (1930/1931),
 hrsg. von Rainer Falkenberg, Talkau: Selbstverlag
 des Herausgebers, 2023, EUR 13,00 plus Porto.

Das hier vorzustellende Werk enthält einen „Plauderbrief“ mit sechs „Fortsetzungen“ und einem separaten Exkurs zum Besuch des leichten Kreuzers „Emden“ in Japan (S. 1–68). Daneben sind noch ein zweiteiliger „Erzählbrief“ (S. 69–96) und ein „Nachtrag aus dem Jahre 1958“ (S. 97–124) in dem Buch abgedruckt. Die ersten acht dieser Texte entstanden 1930/31 und waren von Anfang an für die Öffentlichkeit bestimmt, bei den restlichen drei Texten handelt es sich um Privatbriefe. Verfasserin war Ruth Eck-

hard (1904–89), die von 1930 bis 1947 in Japan lebte. Dass der Buchtitel ausschließlich auf die Jahre 1930/31 verweist, ist etwas irreführend, denn faktisch ist der Umfang der Texte der Jahre 1937 und 1958 nicht wesentlich geringer als derjenigen der früheren Briefe.

Der „Plauderbrief“ erschien in acht Teilen in der *Zeitschrift für Marineingenieure*, also in einem Organ, in dem kein Historiker oder Japanologe von sich aus nach Primärquellen suchen würde. Die Geschichte hinter diesem Arrangement wird in einem kurzen Vorwort der Schwiegertochter der Autorin, Freya Eckhardt (geb. Selig), vorgestellt.